

Georg Brittings Novellen

Martin Raschke

Vossische Zeitung, 11.2.1934

In der Erzählung „Die Windhunde“ aus dem neuen Band Georg Brittings „Das treue Eheweib“ (Albert Langen-Georg Müller Verlag, München) wird zunächst der Ehebruch einer Frau erzählt, fast ohne Gewicht, und gegen Ende der Ehebruch des Mannes. Diese Fakten, die bei einem Erzähler alter Schule Ziel der Handlung und Inhalt der Novelle gewesen wären, sind hier aber nur als Ausgangspunkte für eine innere Handlung wichtig. Die Frau bittet ihren Mann, ohne Gründe dafür anzugeben, einen Hund zu erschießen, der Zeuge ihres Ehebruchs war, und der Mann sühnt seinen Ehebruch auf die gleiche Weise. Ohne zu sprechen machen sich derart Mann und Frau ihre „Geständnisse“, deren Bedeutung aber der jeweilig andere nur ahnen kann.

Einen modernen Erzähler wie Hemmingway hätte es in diesem Falle genügt, nur den „Abtausch“ der Hunde zu erzählen und in dieser Nebenhandlung die Haupt-handlung, eben den Ehebruch, zu spielen. Britting aber setzt die Vorgeschichte hinzu und erzählt zunächst direkt, was er dann in der Spiegelung noch einmal zeigt. Zwei Darstellungsstile durchdringen sich auf diese Weise in seiner Arbeit.

Der Wunsch der Frau, den Hund zu töten, ist jedoch nicht allein die psychologisch verständliche Abneigung gegen den Zeugen ihres Ehebruchs. Was klingt dabei nicht alles in dem empfindenden Leser an: daß Hunde

im Märchen oft plötzlich sprachen, und daß man die dunklen Mächte, die uns regieren, einst durch Opfer versöhnen konnte. Britting verfährt zwar psychologisch, aber seine Wirkungen scheinen doch aus tieferen Gründen aufzusteigen. Die heidnischen Kräfte, von denen man heute so gerne spricht, sind hier auf eine viel unphilologische Weise am Werke wie zum Beispiel bei Billinger. Sie wirken nicht bei Hinterweltsbauern auf eine überkommene Kalenderweise, sondern am Grunde unserer heutigen Welt und in differenzierten Gestalten, ja die Darstellung ihres Wirkens schließt bei Britting nicht psychologische Motivierungen aus.

Gewiß, Brittings Novellen werden dem Normalbürgerbewußtsein oft pathologisch erscheinen, aber sie sind ohne Ausnahme ein Stück Leben für den Künstler, der die bauenden neben den zerstörenden Kräften jeden Augenblick in allen Erscheinungen wirksam sieht. Darum müssen auch oft gehörte Einwände, daß hier und in ähnlichen Gestaltungen das Leben nur als Zerfall erschiene, zurückgewiesen werden, denn Zerfall und Leben sind nicht zu trennen; nichts erscheint, das nicht vergeht im Erscheinen. Und man sollte sich vor der Oberflächlichkeit hüten, Zerfall und seine Darstellung mit Destruktion gleichzusetzen.

Wer das Leben lebt, der wird es auch lieben, dort wo es unterzersetzt, ja, es hat sich immer wieder gezeigt, daß es starke Naturen reizt, die Macht und Größe des Lebens vor allem in seinem Untergange darzustellen. Er wird nicht dem Glücke einen zu großen Raum in seinen Erzählungen geben, denn das hieße lügen und die Wirklichkeit fliehen, und er wird die Menschen aus Gutem und Bösem gemacht vor uns hinstellen, wie das Britting

tut, ohne daß er das Böse böse und das Gute gut nennt. Wer wollte auch die gewaltigen Kräfte richten, die uns regieren?

Der Stil Brittings ist nervös; der Fluß der Sprache staut sich oft vor einem Begriff, wandelt ihn „spielerisch“ ab, variiert ihn wie auf der Suche nach einem treffenden Ausdruck, bis er plötzlich weiter eilt. So tanzt Brittings Sprache gleichsam dahin, und es gehört zu den besonderen Reizen dieser Arbeiten, daß so streng durchgeführte Schicksalsabläufe in einem so locker gefügten Stile erscheinen. Die Unzufriedenheit des Schreibenden mit dem Geschriebenen scheint bisweilen in diesen suchenden Stil eingegangen zu sein, ein Stück des Schreibprozesses also, aber dies alles auf eine ganz unliterarische Weise und damit mehr eine barocke Spielfreude als einen Hang zum literarischen Experiment bezeugend. Zwar zeigt Brittings Stil keine Anzeichen einer ironischen Einstellung zum jeweils Geschilderten, doch in der Führung der Handlung erweist sich Britting oft als ein Ironiker, der mit den kalten Teufeln seiner Welt ein ihn sicher belustigendes Bündnis geschlossen hat. Wie Britting dem Brudermörder das scheu gewordene Gespann des Ermordeten nachhetzt, das den Flihenden dann rächend unter sich tritt – das ist nicht allein eine Darstellung des Wirkens der ewigen Erinnyen, die sich dieses Mal der Pferde zur Durchführung ihrer Rache bedienen, nicht Sühne nur und Gerechtigkeit. Wir hören in dem Schlusse auch ein leises Gelächter Brittings über den Menschen, der einen Fehler in seiner Berechnung machte und seinem Schicksal entfliehen wollte. Und reitet Britting nicht auch in dem Sohne wie ein Kobold auf dem

Dachfirste, nachdem er den Alten mit böser List aufs Altenteil des Gutes vertrieben hat?

Ich möchte noch die Geschichte „Das Duell der Pferde“ erwähnen, nicht weil ich sie zu Brittings besten Arbeiten zähle, sondern weil sie mir in ihrer scheinbaren „Sinnlosigkeit“ am bezeichnendsten zu sein scheint. Zwei Pferde kämpfen hier zusammen wie im Spiele, nur Gott als Zuschauer, und sie bieten sich gegenseitig Chance um Chance, indem sie dem Bisse des anderen stillhalten, ohne zu zucken, bis in den Tod. So wie diese Handlung, wiewohl wir sie alle verstehen, in ihrem Sinne nicht erfassbar ist, sind es auch die übrigen Erzählungen Brittings mehr oder minder, obwohl sie sich doch psychologischer Motivierungen ausreichend bedienen. Alle Handlungen erscheinen nur als Spiele von Kräften, deren letztes Woher und Wohin wir nicht erkennen, wenngleich wir eine kleine Phase ihres Treibens psychologisch zu erhellen vermögen; ihre Herkunft aber wie ihr Ziel liegen außerhalb des psychologisch Erfassbaren. Und wie wunderlich, an diesem Buche zu sehen, wie der Dichter Britting mit diesen Gewalten auch ein wenig zu spielen versucht, ihnen dennoch gehorsam und hörig wie wir alle.

Seine schönste Geschichte aber heißt „Das Waldhorn“, bei deren Lektüre man beglückt das Erbe Stifters noch unter uns wirksam empfindet, ohne daß diese Feststellung den Wert dieser Erzählung irgendwie einschränken soll. Schon um ihretwillen möchte ich alle bitten, diesen Erzählungsband Brittings zu kaufen: er gehört zu den wesentlichsten Erscheinungen der letzten Zeit.

Gespräche am Fluß

Eugen Roth

Aus dem Nachlaß (Privatbesitz)

Im Nachlaß von Eugen Roth, der seit Ende der Zwanzigerjahre mit Georg Britting befreundet war und nach dem Zweiten Weltkrieg auch zur Stammtischrunde »unter den Fischen« gehörte (vgl. Hohoff S. 240-246), fand sich ein Konvolut mit Aufzeichnungen in Gabelsberger Kurzschrift über *Gespräche am Fluß* mit Britting, daneben die Skizze einer Erzählung *Die Freunde*, weitere Gesprächsnotizen, anschließende Reflexionen und andere Dokumente dieser Freundschaft. Vom Jahr 1938 bis ans Ende der fünfziger Jahre reichen diese Aufzeichnungen, aus denen die folgenden - thematisch, nicht chronologisch geordneten - Auszüge stammen.

Mich nennen die Menschen grausam – sagt [Britting] und stürzt hinter der starken Brille die Augen; er fuchelt mit seinen zerschossenen Armen, wie immer, wenn er etwas Besonderes sagen will. Mich nennen sie grausam, weil ich die Welt so sehe, wie sie ist und nicht davor zurückschrecke, zu sagen und zu schreiben, daß sie so ist.

Die andern sind leicht zu rühren, sie verschanzen sich hinter Lügen, dahinter aber sind sie jeder Gemeinheit fähig. Sie müssen sich nur blind genug gemacht haben.

Eingenebelt, sage ich. Nie wird man die Menschen begreifen. Auf ein Stichwort hin, oder ein Schlagwort erstechen und erschlagen sie den harmlosesten Mitmenschen.

[um 1940]

[Die Freunde]

Ihr Glaube? Nichts; das heißt, es war ein immerwährender Kampf, denn der eine glaubte kindlich an den lieben Gott, der andere an das Nichts. Sie sprachen darüber nächtelang. [...]

Sie lebten mit der Welt in Ordnung und Eintracht; was dort nicht in Ordnung war, vermieden sie, das machte ihnen Schmerzen; es wurde unerträglich bis zur Todessehnsucht. Und es konnte jeden Tag *die große Prüfung* kommen.

Vielleicht ist unser ganzes Weltbild falsch. Wir vergessen die dunkle Tiefe, das Grauen, das uns eigentlich täglich umgibt, das uns nahegerückt ist. Auch Goethes Weltbild ist eigentlich nur ein Traum davon, wie es eigentlich sein könnte. Noch weit mehr Schillers. Bei Kleist? Am ehesten noch wagt Shakespeare die furchtbaren Schatten des Lebens heraufzubeschwören. [...]

Man weiß nicht, wie der Mensch eigentlich ist. Gut auf keinen Fall. Jedenfalls gibt es nichts, was es nicht gibt. Man müßte also auch in der Dichtung alles Licht auf dem dunklen Untergrund aufbauen und den wunderlichen Mut bewundern, mit dem wir zu leben wagen.

Es ist immer wieder der gleiche Fisch, den wir fangen können. Immer wieder sind wir erbittert aufeinander; ich ärgere mich über B.'s Ungerührtheit, diese unangreifbare Ruhe, wir werden böse aufeinander, er schaut mich grimmig an, und sein Auge blitzt hinter der Brille, und sein Mund zittert. Er findet es naiv, an die Unsterblichkeit nach dem Tod zu glauben. Ich wehre mich. [...]

Ich habe dasselbe Recht zu glauben ... und dann lassen wir, wie so oft, den Silberfisch aus müden Händen, schauen uns an ... Was ist Glauben? ...

Als Dichter glaubst du ja auch, sage ich, Du machst Weihnachtsgedichte ... Innerlich würde ich eine Hymne auf Jupiter machen. Das nenne ich nicht glauben. Natürlich, so, in Allegorie, glaube ich an alle Götter. Und an das Christkind. Aber glauben, wirklich ...

Ich traf ihn im heftigen Streit mit einer jüngeren Zeitungsverkäuferin [...]. Ein Religionsgespräch, sagte er, sich verächtlich abwendend – das Mädchel jammert wieder einmal, daß keine Gerechtigkeit auf der Welt sei. Natürlich nicht. Dann glauben Sie auch nicht an Gott? Freilich, warum denn nicht. Aber was weiß denn ich? Hegel sagt, die Welt sei schon in Ordnung, Leibniz oder wer sonst nennt sie die beste aller möglichen Welten, und schließlich müssen ja auch die Katholiken das Unrecht und das Grauen dieser Welt in ihre Lehre einbauen, so gut wie die Buddhisten und weiß Gott wer. Selig sind, die Verfolgung leiden, singt der Evangelimann, also muß es geradezu das Unrecht geben, damit die Leute selig werden können.

Erbsünde, natürlich sagt jeder Dorfpfarrer, daß das mit dem Apfel nur ein Sinnbild sei; was ist die Erbsünde? - Grotteske Vorstellung. Eritis sicut deus. Gott ist doch gut. Es ist also ein Verbrechen, allgütig wie Gott zu werden? Scheint also doch das Machtbewußtsein das Wichtigste bei Gott? Ordnung der Welt? Chaos!! Da soll sich einer auskennen. [...] Moral ist das gefährlichste, was es gibt. Aber vielleicht ist es die einzige Haltung, die

lebensfähig macht: Eine Frau, die es für gut und richtig hält, wenn Millionen Juden umgebracht werden, regt sich schrecklich auf, weil ihr Kind ... Als der Krieg gut ging, haben wir deutlich fühlen lassen, daß wir Habenichtse ein Recht haben, in die vollen Taschen der anderen zu greifen. Jetzt kommen wir mit der guten alten Verteidigung des Vaterlandes. Wir sagen, wir haben gerüstet, weil wir schon wußten, daß die Russen ... Und die Russen sagen, wir sehen ja jetzt, wie recht wir hatten zu rüsten, denn ... Es ist wie bei den Kindern. Vielleicht ist aber das Letzte doch eine gewisse Rauflust in den Völkern, natürlich nur, solange sie zu siegen glauben.
[2.2. 1943]

Unter anderem hatten wir Gespräche über Rußland und unsere Stellung in diesem Kriege. Veränderung, die in Europa vorgegangen ist: Früher Selbstverständlichkeit, als Gefangener wurde man zurückgebracht. Jetzt brüsten sich die Soldaten geradezu damit, daß sie die Russen totschießen. Br. fragte, wie sie sich denn das vorstellen: man muß oft auf einen Menschen schießen, bis er wirklich tot ist. Es gehört allerhand dazu, eine Reihe von Menschen umzulegen. Zugegeben, daß die Russen selbst schrecklich und grausam sind, auch bei uns muß sich etwas grundsätzlich verändert haben. Früher hatte der Deutsche gesagt: Und wenn die anderen das zehnmal machen, wir sind Deutsche, kein Mord, wenn schon die Gefangenen.

Von hier aus überhaupt auf die Veränderung des Menschen gekommen. Der Krieg leistet der Insektifizierung des Menschen ungemein Vorschub. Wir werden alle Massenmenschen - willenlos, nur im Ganzen zu bewe-

gende Masse usw. Wie wird, auch nach gewonnenem Krieg, das neue Europa aussehen? [Sept. 1941]

Alles muß zu Ende gehen. Gewiß, wir haben es besonders schrecklich zu lernen. Wir möchten gerne vom sicheren Port aus zusehen. Aber so schauen die Dinge aus. Und was kommt, muß so sein. Wenn zum Beispiel genügend Kommunisten da sind, nehmen sie die Herrschaft. Das ist ein Zwangsgesetz. Rom mußte fallen, wir sehen indische Reichtümer im Urwald verschwinden, die Ägypter: Was ist von ihnen geblieben? Ein paar Pyramiden und ein paar tief in den Stein gegrabene Nippes-Figuren. Vielleicht gehen sie jetzt, nach Tausenden von Jahren, in irgendeinem Museum in Kairo oder London, auch noch zugrunde.

Nichts bleibt, schreckliche Leere, und doch eine Gott-Süßigkeit darin.

Wenn nur nicht der Unglaube wäre. Die schreckliche Nüchternheit. Wenn Rausch käme, daß man selber den Wein verschütten möchte, Liebe, oder was es sei. Aber so kalt das Grauen mit anschauen.

Sollen wir nur noch Zuschauer sein, ohne Entrüstung und ohne Glauben an ein moralisches Recht?

Eine andere Frage (nicht mit G.). Ich lese keine Zeitung, ich gehe nicht ins Kino, ich halte mich von alledem fern (und bekämpfe es durch passiven Widerstand). Gegenfrage: Kann im Abendland durch passiven Widerstand etwas bekämpft werden? Was sollen die tun, die vorn »an der Front« stehen und Farbe bekennen müssen?

Wert des passiven Widerstandes bzw. der völligen Stille und Teilnahmslosigkeit: das Hüten der Frömme, das

Katakombenleben für den Aufbruch, das Bewahren guter Nerven, die Möglichkeit, selbst auszustrahlen und anderen zu helfen.

[1940]

Heute ist ein halbbewölkter Dezembertag, kalt und rauchend, mit kreischendem Schnee. Flieger flogen im Dunst, auf dem gefrorenen Boden glänzten Patronenhülsen von einer Schießübung. Es ist mühsam zu gehen in den schweren Mänteln, im halb ausgetretenen Schnee. Selbst die Wasservögel ließen wir in Ruhe. Das Wasser ist ganz klar, seicht und durchsichtig. Erfrorene rote und schwarze Beeren hängen an den Sträuchern. Einsamkeit ringsum.

Wieder die alte Geschichte: Was wird werden? Nicht so sehr augenblicklich politisch, als - groß gesehen - weltanschaulich, und, wenn man so will, kosmisch.

Über die schrecklichen Möglichkeiten sind wir uns klar. Die Auswirkungen dessen, was heute geschieht, sind in 2 bis 3 Jahren, vielleicht früher, vielleicht später, zu erwarten. Zu ändern sind sie bereits nicht mehr. Das Gesetz, nach dem wir angetreten sind, ist bereits mächtig. [...]

Wie ist es mit Gott? Gibt es einen Teufel? Was ist das Endziel? Es kann ein Stern auf die Erde zukommen und sie in hundert Jahren grausam, qualvoll vernichten. Das Ende dieses Krieges kann unvorstellbar sein. Es ist nichts zu machen.

Gott ist nicht anzugreifen. Gefährlich, alles auf eine Ewigkeit zu schieben. »Drüben«. Ewigkeit: In wenigen Augenblicken des Lebens gespürt; Liebe, Schöpfung, große Kunst. Aber hat denn Kunst noch einen Wert, wenn alles zusammenbricht? Gold in der Wüste ... Gold

an sich behält seinen Wert. Wenn aber die Wüste das Allgemeine wird, dann gilt eben doch Wasser mehr, oder Brot. [...]

Wahrscheinlich stirbt jeder gern. Möchte gar nicht mehr wiederkehren oder ewig glücklich sein. Müde: Ja, aber es ist keine Kunst, Menschen so müde und verzagt zu machen, daß sie nur noch schlafen wollen, wenn sie auf alles verzichten. Das ist das kalte, grauenhafte Ende der Welt, die nur noch schlafen will. Dann ist alles andere wertlos. Wer müde ist, wer Schmerzen leidet, wer hungert und friert, der gibt dann jeden anderen Anspruch auf und will nur noch das Ende. [...]

Wie immer brechen wir ab, sagen ein herz- und scherzhaftes Wort über die Unbegreiflichkeit der Welt und wenden uns näheren Dingen zu.

B. sagt: schlafen, müde. Ich habe genug. Ich begreife nicht, wie es Leute gibt, die nicht genug haben im Grabe, die auferstehen wollen und ewig leben.

Schrecklich wird die Zukunft auf jeden Fall. Es ist fast zum Lachen auf diesem wunderlichen Stern: Noch ein paar Jahre Krieg, nicht die einfachsten Freuden des Lebens, keine Zigarette mehr und kein Glas Wein, und dann ein paar Jährchen Bolschewismus, so oder so, und dann ins Grab. Das ist dann ein Leben gewesen. Und nicht nur das eines Außenseiters, sondern von uns allen. Ich bemühe mich,forsch es zu tragen. Es gelingt mir nicht immer.

Über den Begriff des Stoischen, sein Verhältnis zum tätigen, hoffenden, verantwortlichen Menschen, zur christlichen Nächstenliebe und zum Haß.

Wir gehören nicht zu den Tätern. Nichts gegen die

Verschwörer und gegen die mächtigen Kämpfer zu sagen. Aber wir würden eben immer Zuschauer bleiben, jede Regierungsform über uns ergehen lassen, uns so klug und anständig halten als möglich und schließlich begreifen, daß es einmal den Kopf kosten kann. [...]

Wir sind lauter Ausnahmen. Aber das ist das Gefährliche. Gewiß, wir leben besser als viele andere, aber auch gefährdeter. Wenn wir auch nicht weit sehen, wir sehen doch weiter. Wir haben so viel Phantasie, daß wir uns aus den Gegebenheiten und Entwicklungen ein Bild machen können, wie die Folgen sein werden.

Uns erwartet eine Folge von Weltkriegen. Ein Mensch von 1880 kann sich dagegen in den kühnsten Zukunftsphantasien keinen Begriff machen.

Auch wir machen uns keinen Begriff. Während an den Rändern unserer Welt alles brennt und zusammenbricht, Millionen der entsetzlichsten Einzelschicksale sich erfüllen, tun wir noch alltägliche Dinge, rechnen wir mit festen Begriffen, die es längst nicht mehr sind; schreiben Geschichten, die harmlos sind gegenüber der Geschichte.

Was ist Wahrheit? Uns erscheint alles Lüge. Vielleicht ist es aber doch die große Wahrheit.

Wir wollen immer, daß andere für uns kämpfen und leiden, »man« - man hätte ... Wer? Andere!

Was ist noch wahr, was ist Lüge? Ein Nationalist hat 1918 bitter geweint, weil irgend eine Grenze von den Polen besetzt wurde. Er hat nicht nur dieses eine Beispiel für Unrecht angesehen, sondern grundsätzlich: kein Bauer darf den anderen knechten. Der gleiche Mensch schaut jetzt gelassen zu, wie P[olen] unterdrückt wird.

War das Gefühl damals echt, ist das jetzige falsch? Beispiel: Liebe. Veränderlich, alles veränderlich, relativ. Unrecht leiden = Unrecht tun! Dabei können aus solchen »falschen« Gefühlen die echtsten künstlerischen Leistungen entstehen. [...]

Die Form. Das gute Gedicht. Es gibt ganz wenige Menschen in Deutschland, die etwas von einem guten Gedicht verstehen.

Was ist ein Formtalent? Du wirst sagen: »Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch ... oder: Es gehen aber auch die Gebirge wie die Adler usw.

Das läßt sich im Sonett nicht sagen. Es sprengt die Form. Du kannst es schon sagen: Im Sonett, da käme auch: der Gott sei, der dich rette, der dich erlöse von der Kette, vorausgesetzt, daß man dich gefesselt hätte. Aber es wird glatt. Es wird Schlange. Schlupfend. Es ist so einfach: Aber die Leute halten es für Kunst. Eine alte Melodie: Töchterlein mein, wollen wir fein ... usw.

Wie steht es mit Sh[akespeares], mit Petr[arcas] Sonetten? Sind sie glatt? Vielleicht können wir die Kunstleistung nicht mehr ermessen, so wie wir einen Einbaum, mit dem Messer geschnitzt, nicht mehr begreifen. Ungeheure Kunst für damals, in der Sprachbildnis. Aber für heute? Wir wollen zurück zur Natur. Die naturhaften Töne fehlen uns!

Die Rimbauds, die Villons. Von den anderen haben wir genug. [...]

Ein sehr schöner Tag: Und alles ist, wie es war. Und dabei sind wir wohl schon gerichtet. Die Vollstreckung des Urteils hat schon begonnen.

Aber an einzelnen Abenden [am Stammtisch »unter den Fischen«, mitunter erst in später Stunde und mitten aus dem beiläufigen Geplätscher der Unterhaltung [...] heraus, steigt das Gespräch in die Höhe, wunderbare Kräfte bewegen es, der Zorn oder die Freude; lang verschlossene Türen tun sich auf. Die Themen? Erinnerungen ans Theater, an den Expressionismus, in Dichtung und Malerei; Streit um klassische Versformen; Politik in einem tieferen Sinne: Deutschland! Dann löst sich echte Trauer, wahrhafte Begeisterung dringt durch ...

Dann kann vor allem Britting, der sonst lange schweigend hockt, wie ein Stein, in wilde Bewegung geraten

[...]

[nach 1950]